

Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Band: 27 (1997-1998)

Artikel: Bürger Krull
Autor: Sprecher, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1052902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bürger Krull

Von Thomas Sprecher

I

Wenn der Verlag, der Thomas Manns Werke vertreiben darf, auf Werbemethoden verfiel, wie sie etwa in der Lebensmittelbranche üblich sind, so trüge er diese speziellen Lebensmittel auf den Markt mit der Aufschrift nicht nur «2 für 1», sondern, sagen wir, «7 für 1».¹ Es ist eine ältere Erkenntnis, dass man mit Thomas Manns Romanen immer vieles in einem bekommt. Das ist beim Krull nicht anders. Er ist ein erotischer, ein pikarischer, ein parodistischer, ein narzisstischer und auch ein mythologischer Roman. Er ist ein Künstlerroman und ein Märchen. Und er ist eine radikale Autobiographie.

Alle Werke Thomas Manns haben eine autobiographische Wurzel, bei allen geht es um das eigene problematische Ich, bei allen scheint der autobiographische Deutungsansatz von besonderer Fruchtbarkeit.² Man vergisst bisweilen, wenn man von einem Schopenhauer-Roman, einem Goethe-Roman, einer Wagner-Erzählung spricht und sprechen hört, dass es sich zuallererst um *Thomas-Mann-Romane* und *Thomas-Mann-Erzählungen* handelt.

Beim «Krull» nun sind die biographischen Parallelen und persönlichen Reminiszenzen des Autors augenfällig. Das geht vom gleichen Geburtsjahr über das kindliche Rollenspiel, den vorzeitigen ruhmlosen Schulabgang, die Flucht vor dem Militärdienst, den frühen Tod des Vaters, den Wegzug der Mutter, die Bühnenlaufbahn der Schwester. Man findet darüber hinaus in den «Bekenntnissen» kaum ein Motiv ohne autobiographischen Kern. Felix Krull ist wie sein Schöpfer «körperlichen Übungen [...] durchaus abhold» (GW VII, 328). Er ist auf den «Lebensreiz» des Zigarettenrauchens «sehr [...] erpicht» (GW VII, 340, vgl. 405). Sein Magen ist «von überaus zarter Beschaffenheit» (GW VII, 306). Er liebt den Schlaf, die Badeorte (GW VII, 280) und das Theater. Usw. usf.

Ich möchte nun zeigen, dass der «Krull» ein wenig auch ein *Bürgerroman* ist. Meine Ausgangsüberlegung ist diese: Wenn der «Krull» ein autobiographischer Roman und sein Held (auch) eine Projektion des Autors ist, muss er auch ein Bürgerroman sein, muss Krull nicht nur ein Künstler, sondern auch ein Bürger sein, und zwar – die Parodie einmal abgezogen – in ungefähr der Art und dem Mass, wie es sein Autor war. Der Roman und sein Held müssen Thomas Manns eigene Bürgerlichkeit reflektieren.

Zu der ehrwürdigen Künstler-Bürger-Problematik sind es nicht nur in die Jahre gekommene Arbeiten, die einen angähnen. Das Thema erfreut sich bis in

unsere Tage fortdauernder Aufmerksamkeit. Sie werden mir nachsehen, dass ich nicht alle einschlägigen Studien gelesen habe. Aber ich habe sie alle gezählt. Unter dem Schlagwort «Bürger» sind im Thomas-Mann-Archiv 112 Titel verzeichnet.³ Das war im Februar. Mittlerweile werden es schon wieder zwei oder drei mehr sein. Bürgerlichkeit bei Thomas Mann, ein weites, sicher aber ein vielbeackertes Feld. Erwarten Sie also bitte nichts Neues. Was bleibt, ist der Versuch, aus dem Gemeingut der Forschung nicht just den grössten Stiefel zu fischen.

Thomas Mann hat im Laufe der Zeit das Adjektiv «bürgerlich» zahlreichen Substantiven vorangestellt: bürgerliche Lebensluft, Atmosphäre, Lebensform, Lebensgefühl, Lebensbegehren, Lebensstil, Lebensstimmung, Weltverhalten. In den «Betrachtungen eines Unpolitischen» und dann im «Zauberberg» versuchte er, den Begriff des Bürgerlichen zu definieren und dabei intellektuell aufzuladen. Diese Versuche blieben bloss. Mit seinen grossräumiger Ungenauigkeit verpflichteten Definitionen kam Thomas Mann der Bürgerlichkeit fast zwangsläufig nicht bei. Denn Bürgerlichkeit, das war bei ihm im Grunde kein Begriff, sondern eine *Erfahrung*, und zwar eine Jugenderfahrung, die Erfahrung einer Jugend in Lübeck. Bürgerlichkeit, das bedeutete ein Leben lang «Heimat und Ordnung» (GW III, 13). An dieser Daseinsform hat er in seiner Lebenspraxis fast ununterbrochen festgehalten, wie er immer am Alten und Jungvertrauten als einem Teil seiner Identität festgehalten hat. Wenn er spazieren ging, so waren Hut und Stock stets dabei, der Hund trottete voran und liess sich beeindrucken vom Schnurrbart seines Herrn. Bürgerlichkeit war nicht nur die erste, sondern auch die beste, ja überhaupt einzige Thomas Mann mögliche Lebensform.

Wohl ganz von selbst, ohne grossen Beitrag des Intellekts wurde aus dieser frühen Erfahrung ein erster Glaubenssatz: *Ausser der Bürgerlichkeit kein Heil*. Nur die bürgerliche Lebensform verleiht jenen Halt, den das existentiell gefährdete Individuum, der in seiner Orientierungslosigkeit schwankende Artist und nicht weniger der Bürger selbst im wert-leeren Zeitalter nach Nietzsche braucht. Thomas Mann hat seine Erfahrung aber nicht nur verallgemeinert, sondern auch auf das Werk übertragen. Wer diese Lebensform von Mass und Mitte verlässt – so lesen und lernen wir überall –, geht unter, wie etwa Gustav von Aschenbach oder Hans Castorp, wie etwa das Dritte Reich.

Eine Felix-Geschichte hat umgekehrt also den bürgerlichen Rahmen zu wahren. Ein glücklicher Held muss sich in den Bahnen der Bürgerlichkeit halten. Auch ein Geist und Kunst geweihtes Leben darf bürgerliche Prämissen nicht ausser acht lassen, ist an ihnen sogar auszurichten, wenn es denn gelingen soll.

II

Dies wäre nun an Felix Krull zu untersuchen. Krull tritt im Laufe seines gefährvollen Lebens mit fast allen repräsentativen bürgerlichen Institutionen, Kräften und Mächten in ein Verhältnis: Familie, Schule, Militär, Rechtswesen, Polizei, Regierung und andern mehr. Er tritt in Kontakt mit Konkursbeamten und Kontrollbeamten, mit Zöllnern und Schaffnern, mit «Inspektoren» (GW VII, 387), «Revisoren» (GW VII, 389), «Visitatoren» (GW VII, 388). Keine soziale Sphäre, die er, sei sie bürgerlich oder ausserbürgerlich, nicht berührte. – Es bleibt dann freilich immer bei der Berührung; dies aber nur im voraus und ausser der Reihe.

Ich möchte im folgenden einige der Spannungsfelder zwischen der Sphäre der Bürgerlichkeit und jener der Ausserbürgerlichkeit beleuchten, in denen sich Felix Krull tänzerisch bewegt. Man kann statt Bürgerlichkeit auch Staat oder Macht einsetzen und sie mit Äusserlichkeit charakterisieren, statt Ausserbürgerlichkeit auch Geist oder Künstlertum und ihr die Begriffe Innerlichkeit oder Tiefe an die Seite setzen. Meine Auf- und Gegenüberstellung ist behelfsmässig. Ich werde mich zudem aus Zeitgründen nur zu den ersten sieben Punkten dieser durchaus verlängerbaren Liste äussern.

	«Bürgerlichkeit» (Staat, Macht; Äusserlichkeit, Oberflächlichkeit etc.)	«Ausserbürgerlichkeit» (Geist, Künstlertum; Innerlichkeit, Tiefe etc.)
1.	Vater; Vaterstadt	Existenz von eigenen Gnaden; Welt
2.	Beruf; Sicherheit	künstlerische Existenz; Wagnis
3.		Kirche
4.	Militär	soldatisches Leben
5.	Ehe	Einsamkeit
6.	Gerichtsbarkeit	A-legalität
7.	(Hetero-) Sexualität	(Homo-) Erotik
	Schule	Bildung

	Wissenschaft	Kult, Mythos
	Geldadel	natürlicher Adel (Geld <i>und</i> Vornehmheit)
	Ständische Ordnung	
	Politik	Konservativität als A-politie

1. Die bürgerliche Welt ist die Welt der Väter. Der Vater ist die Inkarnation der Bürgerlichkeit, ihr Inbegriff und ihr Gesetz. An seiner Beziehung zum Vater zeigt der Bürgersohn seine Beziehung zur Bürgerlichkeit. «Ein Vater», heisst es im Krull, «ist stets das natürlichste und nächste Muster für den sich bildenden und zur Welt der Erwachsenen hinstrebenden Knaben» (GW VII, 296). Aber nicht nur für den Knaben.

Wir wissen von zahlreichen Selbstzeugnissen, wie sehr Thomas Manns sein Leben an jenem seines Vaters orientiert hat, wie sehr es ihm Verpflichtung blieb. Man darf die These wagen, dass es ihm nur schon aus diesem Grunde verwehrt war, einen Lebensweg abseits des Bürgerlichen zu wählen. Wenn er schon nicht den ihm zgedachten bürgerlichen Beruf des Kaufmanns (GW II, 99) ergriff, so stellte er doch wenigstens sein Dichtertum in den Rahmen einer durchaus bürgerlichen «Verfassung». Dass sich seine eigene Existenz dabei schon früh über jene des Vaters hob, brachte ihn nicht dazu, sich dieser Verpflichtung je entbunden zu fühlen.

Engelbert Krull nun ist ein etwas anderer Vater als Senator Mann. Er schafft es nicht, den Lebensgenuss so weit zurückzudrängen, dass seine Kaufmannschaft in Blüte bliebe. Eine Ethik der Pflicht, welche sich mit dem Genuss nur bedingt verträgt, ist des Schaumweinfabrikanten Sache nicht. Insofern ist er keineswegs ein «Bürger». Felix Krull kritisiert bei ihm denn auch indirekt, dass er sich den Aufgaben des Lebens nicht gestellt habe. Dem Leben vor der Zeit zu entlaufen bedeute nämlich «zweifelloso eine liederliche Aufführung» (GW VII, 324). Dennoch bringt er ihm Ehrerbietung entgegen.⁴ Er stamme wohl aus liederlichem, aber auch «feinbürgerlichem [...] Hause» (GW VII, 265), lässt er wissen; sein Vater sei ein «Industrieller und Steuerzahler» (GW VII, 303) gewesen. Der Versuch, aus dem Vater einen rechtschaffenen Bürger, sogar einen feinen Bürger zu machen, steht im Dienste von Felix Krulls Bemühung, vor der Leserschaft als Sohn eines Bürgers und um so mehr selbst als Bürger zu er-

scheinen. Von einem Bürger, denkt Felix, wird auch erwartet, dass er seinen Vater ehrt; ehrt er ihn, so ehrt er sich selbst.

Nun wird er selbst kein Industrieller und vermutlich auch kein Steuerzahler. Auch er wählt einen Lebensgang, der von jenem des Vaters abweicht, und auch hier hat der Sohn das Bewusstsein, das Dasein des Vaters gesteigert zu haben, und zwar auf eine Weise und in eine Richtung, die der Vater billigen müsste. Vom Publikum im Wiesbadener Theater wird gesagt, es blicke auf den Schauspieler Müller-Rosé «mit jenem gerührten und andächtigen Wohlwollen, mit welchem schlichte Väter auf glänzende Söhne blicken» (GW VII, 290). Felix, der sich mit Müller-Rosé identifiziert, spricht natürlich auch hier von sich. Der Künstler ist ein Bürgerssohn, der nicht schlicht genug ist, um sich ins Publikum einzureihen, sondern sich vereinzelt, sich vor und gegen das Publikum stellt, um dem Publikum glänzende Augen zu machen und es durch den eigenen Glanz auch zu beglänzen.

Die Loyalität zu seiner Herkunft macht nicht blind für das Mass der Differenz zu ihr. Man hat dem Vater vieles zu danken, das Entscheidende aber nicht. Als Krull sich in der Welt seiner Ahnen umtut, «um den Ursprung [s]einer Vorzüge zu ergründen», sieht er sich bald überzeugt, dass er seiner Herkunft «nicht viel verdankte», und schnell stellt sich die Frage ein, ob er wohl «irgendeinen Kavalier und grossen Herrn unter seine natürlichen Stammväter zu zählen» habe (GW VII, 329). Vom Vater jedenfalls hat er's nicht. Krull imitiert den Vater, aber gleichzeitig setzt er sich von ihm ab und will über ihn hinaus. Der Gebundenheit an die Herkunft steht der Drang nach Beweglichkeit entgegen, nach einer Existenz von eigenen Gnaden, bei der nicht die Väter das letzte Mass vorgeben.

Was für die Beziehung zum Vater gilt, gilt auch für jene zur Vaterstadt. Krull muss von zu Hause fort. In der Ferne lernt er die Welt kennen und die Halbwelt. Dort feiert er seine Erfolge. Aber das «lächerlich-übervertraute Bild» der Heimatstadt, so sagt er in einer seiner «Weltbemerkungen», bleibt «in den Hintergründen seines Bewusstseins stehen» (GW VII, 335). Krull erfährt in seiner Vaterstadt Ablehnung, die er selbst aber nicht einfach erwidert. Bei aller Ambivalenz bleibt sie ihm eine Instanz und Autorität. Krull, so war es vorgesehen, sollte einmal noch zurückkehren, um es den Beschränkten zu zeigen, die es ihm einst gezeigt hatten, als ein Sohn der Stadt, der eben kein verlorener war. – Ich kann an dieser Stelle darauf verzichten, den autobiographischen Gehalt dieses Verhältnisses zu betonen.

2. Vor über 20 Jahren hat Georg Potempa im prosaischen Rahmen der Deutschen Sparkassenzeitung eine Artikelfolge veröffentlicht mit dem Titel «Am Anfang war ein Konkurs».⁵ Der Konkurs, das ist immer eine Verfallsgeschichte, und Thomas Mann hat mit dem traurigen Ende von Engelbert Krull nichts

anderes erzählt als in so vielen seiner Geschichten. Nur eben, dass sie mit dem Verfall nicht aufhört, sondern beginnt.

Die ökonomische Seite des Krull'schen Hauswesens ist desolat. Engelbert Krull nimmt «eigenhändig prächtige Feuerwerke» vor (GW VII, 277) und verpulvert das Seine nach Kräften auch sonst. Vor Gericht muss er schliesslich seine Zahlungsunfähigkeit erklären.

Felix Krull gilt nun als «Sohn eines Bankrottiers» und bald auch eines «Selbstmörders», er ist im Städtchen «ohne jedwede achtbare Lebensaussicht» (GW VII, 327). Sein Pate aber macht ihm Mut (GW VII, 331): «die bunten und lustigen Möglichkeiten», sagt er, «beginnen so recht erst jenseits jener gründlich aufräumenden Katastrophe, die man treffend als den bürgerlichen Tod bezeichnet». Dies erinnert an den «Zauberberg» und seine Aussage, dass, wer in der Schule sitzenbleibt, nicht mehr in Betracht komme und alle Freiheiten geniesse. Das lustige Leben beginnt, wo das bürgerliche aufhört.

Um dies zu lernen, brauchte Felix Krull allerdings nicht auf den Konkurs zu warten, der übrigens ja auch nicht *sein* Konkurs, sondern jener des Vaters ist. Krull selbst kann schon deshalb nicht in seinem Beruf scheitern, weil er gar keinen hat. Ein Beruf wäre unfehlbar verbunden mit der «Einspannung in ein plump tatsächliches Verhältnis» (GW VII, 372). Krull aber lehnt vorgegebene Wirklichkeiten ab, zugunsten, wie er einmal sagt, «des freien Traumes und Spieles» (GW VII, 489). So wie er keine Freunde hat, verzichtet er auch auf Kollegen. Seiner Meinung nach sind die Angehörigen jedes Berufsstandes «ihrer überwiegenden Mehrzahl nach gewöhnliche Hohlköpfe» (GW VII, 304). Diese Bemerkung fällt im Zusammenhang mit dem Besuch des Sanitätsrats Düsing. Düsing gibt ein Beispiel für den konventionellen Karriereweg, jenen über den Beruf. Er ist – laut Krull – «dumm und streberisch». Er lasse keine Gelegenheit aus, «sich in der Korruption zu üben». Zum Sanitätsrattitel sei er «durch persönliche Verbindungen [...] und Protektionswesen» gekommen. «Bei Amte» betreibe er «seine weitere Auszeichnung und Förderung». Er wolle sich «bei der Obrigkeit beliebt» machen und «den bestehenden Mächten als eifriger Parteigänger» empfehlen. Düsing gegenüber hat Krull nur «Stolz und Verachtung» (GW VII, 303).

Bei Lichte betrachtet steht er ihm allerdings nicht gar so fern. Auch Krull betreibt ein Erwachsenenleben lang nichts anderes als «seine weitere Auszeichnung und Förderung». Auch er will sich «bei der Obrigkeit beliebt» machen und «den bestehenden Mächten als eifriger Parteigänger» empfehlen. Auch er nähme zu einer «vertraulichen Beeinflussung der Machthaber» (GW VII, 335) nur zu gerne Zuflucht, stünde ihm eine solche Möglichkeit zu Gebote. Der Unterschied ist eben, dass Krull nicht mit «plumper Lebensklugheit» (GW VII, 302) vorgeht und opportunistisch durch die Institutionen marschiert, sich nicht an vorgegebenen Sprossen in die Höhe hangelt. Seine Karriere knüpft sich nicht an

einen Beruf, sondern verdankt sich der Fantasie. Seine Einbildungskraft hat ihm schon Erfolge als Geigenvirtuosität mimendes «Wunderkind» und als «Schulkranker» ermöglicht. Im Theater in Wiesbaden sieht er dann, wie die bürgerliche Ordnung aufgehoben wird in der Vorstellung Müller-Rosés.

Nächste Kunstvorführungen im Roman sind die Darbietungen im Cirkus Stoudebecker. Von den dort auftretenden Artisten sagt Krull, sie seien keine «vorstellungsweise irgendwie im Bürgerlichen und Natürlichen unterzubringenden Personen» (GW VII, 457). Bemerkenswert ist einmal die Nebeneinanderstellung und insofern Gleichsetzung von «bürgerlich» und «natürlich». Man darf sie über den Erzähler Krull hinaus auch dem Erzähler Thomas Mann zuschreiben. Sodann frappiert, dass der Artist eben nicht zum Bürgerlichen und Natürlichen gerechnet wird. Künstlerische und bürgerliche Existenz, so geht daraus hervor, lassen sich letztlich nicht vereinen. Künstler sind nicht «menschlich» im Sinne des Bürgers. Von dem Trapezengel Andromache heisst es: «Sie sich als Gattin und Mutter vorzustellen war einfach läppisch; eine Gattin und Mutter, oder jemand auch nur, der es möglicherweise sein könnte, hängt nicht mit den Füßen kopfab am Trapez» (GW VII, 460).

Im Gegensatz zum Publikum, dem «in Sicherheit sitzenden Schaupöbel» (GW VII, 462), setzt die ohne Netz operierende Andromache ihr Leben aufs Spiel. Ihr Salto mortale wird zum Symbol der Kunst. Auch Felix Krull, der sich auch hier mit der Artistin identifiziert, wendet sich gegen das bürgerliche Sekuritätsbedürfnis und sagt von sich, er sei «nicht geboren [...], im Schutze der bürgerlichen Ordnung das schlaffe und sichere Leben der grossen Mehrzahl zu führen» (GW VII, 317).

Die Gleichung geht ganz aber nicht auf. Zum einen wird die Hochtrapez-Arbeit von Andromache als Beruf geleistet, Krull spricht selbst ausdrücklich von ihrer «Berufsleistung» (GW VII, 460). Krull hingegen hat keinen Beruf, auch keinen Künstlerberuf. Er führt kein Künstler-, sondern ein *künstlerisches* Leben. Zum andern ist die Distanzierung von der bürgerlichen Ordnung und ihrem Schutz nicht radikal und gilt nicht für alle Zeiten. Darauf weisen verschiedene Notizen Thomas Manns hin, die sich mit Krulls späterer Verhaftung beschäftigen. Krull erfahre da «Erleichterung», und zwar «weil er seiner einsamen Stellung ausser der bürgerlichen Sicherheit vorübergehend überhoben wird».⁶ Eine andere Notiz lautet⁷: «Gefühl bei *Verhaftung*: eher wohltuend. Das Einzelwesen ist so schwach, so ratlos, so gequält durch seine Einsamkeit. Der *Staat* (erfahren, verständnisvoll, *human* im Grunde, wenn er natürlich auch nach dem Rechten sehen muss), in der Gestalt des braven, ruhigen, erfahrenen Polizeibeamten, nimmt sich des gehetzten u. einsamen Individuums an [...]» Noch eine dritte Notiz sei hier erwähnt.⁸ Sie hätte im geplanten Ehekapitel zum Tragen kommen sollen. Seiner Ehefrau gegenüber, heisst es, spiele Krull «nicht mehr den Grafen oder Fürsten», sondern nehme «bürgerlichen Stand an [...]; aus Sehnsucht nach

Bürgerlichkeit und Ordnung». Krull also ersehnt letztlich Bürgerlichkeit, eine Bürgerlichkeit, die sich mit «Ordnung» überhaupt deckt. Der Ausdruck «bürgerliche Ordnung» erscheint so als Pleonasmus. Aus dieser Ordnung bricht der bürgerliche Künstler vorübergehend ins Ausserordentliche auf, aber er kehrt, sind die Umstände ihm günstig, im Alter wieder in die dann ersehnte Bürgerlichkeit zurück.

Thomas Mann hat hier sogar die Metaphorik von Krieg und Frieden angewandt. Alle seine Künstler sind ja soldatischen Typs, und Krull zählt sich auch dazu. In den Notizen wird Napoleons Wort: «Man taugt nur einige wenige Jahre für den Krieg» zitiert.⁹ Dann kommen, heisst es weiter, «die Tage der Müdigkeit, wo er nicht mehr arbeiten kann und maskenlose, abgespannte, eheliche Ruhe ohne Lüge und Schein» – also ohne Kunst – « seine einzige Möglichkeit wird». Zum Schluss kehrt der Künstler in den bürgerlichen Schoss und Frieden, aus dem er auf- und ausgebrochen ist, zurück. Das bürgerliche Leben tritt wieder in sein Recht, wenn der Künstler den Geist aufgegeben hat.

3. Dass die Kirche aus bürgerlicher Sicht zweideutig ist, geht schon daraus hervor, dass sie in Verbindung mit dem Operettentheater gebracht wird. Krull nennt dieses «Kirche des Vergnügens» (GW VII, 287). Kunst rückt so in die Nähe des Kults, sie wird zur säkularisierten Religion. Sie lässt die «gemeine Wirklichkeit» (GW VII, 288) unter sich und bewegt sich, wie an der Ausstattung von Müller-Rosé zu sehen, in überirdischer «Unberührtheit» (GW VII, 288). Die Kirche andererseits erscheint als theatralische, als «blendende» Veranstaltung. Ihr Vertreter Geistlicher Rat Chateau gibt sich den Anschein, Krulls Angaben zu glauben über die Art, wie sein Vater zu Tode gekommen sei (GW VII, 325). Er erweist sich damit als Eingeweihter im Kunst- und Hochstaplerwesen, als ein konkludenter Komplize. Vor allem aber erkennt er – im Gegensatz etwa zu den Lehrern und andern bürgerlichen Instanzen – die körperlichen Vorzüge und also die Gottesgefälligkeit Krulls, und ohne Zögern verheisst er ihm Glück. Krull nimmt dies zum Anlass, festzustellen, dass die «Zugehörigkeit zu einer ehrwürdigen Stufenfolge, wie der katholische Klerus sie darstellt, den Sinn für menschliche Rangordnung viel feiner aus[bildet], als ein Leben auf der bürgerlichen Ebene das vermag» (GW VII, 326).

Die bürgerliche Sphäre bleibt unter der kirchlichen Sphäre zurück. Naphta wird im «Zauberberg» dann «die religiöse Welt» geradezu zum «absoluten [...] Gegenteil» von «Erzphilisterei und Urbürgerlichkeit» erklären (GW III, 639). Die Kluft zeigt sich auch an der Beerdigung von Vater Krull, bei der «die Teilnahme der bürgerlichen Gesellschaft [...] äusserst gering» bleibt. Sie hat, so sein Sohn Felix, «für ernste und den Blick auf das Ewige lenkende Veranstaltungen keinen Sinn» (GW VII, 326). Natürlich wären auch andere Gründe zu nennen, weshalb man sich an der Beerdigung eines konkursiten Selbstmörders nicht

sehen lassen will, und es liegt Ironie darin, dass Krull diese Gründe übergeht. Auch der geltend gemachte Grund ist ironisch, und zwar in Hinsicht auf die Augenblicksexistenz Krull selbst, der für sich hier einen Sinn für das Ewige reklamiert. Aber dieser Sinn für das Ewige gehört zu allem Geist und aller künstlerischen Ausserbürgerlichkeit, und alle Kunst ist stets auch eine «ernste und den Blick auf das Ewige lenkende Veranstaltung». Sie ist eine «Erledigung» – und damit auch «Beerdigung» – des zeitlichen Lebens.

Wem der Sinn für das Ewige ebenfalls nicht abgeht, wer mit dem Tod auf tiefvertrautem Fusse steht, ist das Militär. Das Militär ist denn auch präsent an Engelbert Krulls Bestattung, in Person des Leutnants Übel vom Zweiten Nassauischen. Dass Übel im schlichten Zivil erscheint und mehr in Befolgung familiärer Pflichten, tut dem keinen Abbruch.

4. Das Militär! Daran, dass Felix Krull Militärdienst zu leisten haben werde, denkt Schimmelpreester nicht, als er Engelberts Hinterbliebenen zum Ortswechsel rät. «Als Künstler», erklärt Krull, sei er «staatlich-amtlichen Dingen nur geringe Aufmerksamkeit zu schenken gewohnt» (GW VII, 334). Krull, der selbst daran denkt, zählt sich also nicht zu den Künstlern Schimmelpreesterlichen Zuschnitts. Dem Militär steht er grundsätzlich sogar positiv gegenüber, weil dies eine «kleidsame Daseinsform» und weil dort, wie in der katholischen Kirche, «der Sinn für natürlichen Rang offenbar fein entwickelt» (GW VII, 371) sei.

Das Militär ist einerseits eine bürgerliche Institution, andererseits kommen in ihm ausserbürgerlich-künstlerische Werte zur Geltung. Krull entspricht diesem doppelten Gesicht dadurch, dass er sich entschliesst, «soldatisch, aber nicht als Soldat» zu leben (GW VII, 372). Wer «jeden Augenblick neu und frei» sein will, wie es in einer Notiz heisst¹⁰, darf sich keiner Kompanie anschliessen. Er darf sich auch dort nicht binden, wo seine Neigungen liegen. Jede Bindung widerspricht seinem Wesensprinzip. Oberstes Primat hat die Wahrung der Unabhängigkeit, ja der *Einsamkeit*.¹¹

Die Einsamkeit begleitet Krull seit frühester Jugend. Einsam in der Familie (GW VII, 273) wächst er auf, und auch von den «Alters- und Schulgenossen» hat er sich «innerlich abgesondert» (GW VII, 276). Er verschweigt nicht, dass er auch abgesondert *wird* (GW VII, 279 f.). Seine «Neigung zur Weltflucht und Menschenscheu» (GW VII, 328) sind aber primär, genuin, sie werden durch das Verhalten der Umgebung nicht erzeugt, sondern verstärkt. Die Einsamkeit ist also auch nicht die Folge des Aufstiegs, sondern vielmehr dessen Voraussetzung.

5. Die Ehe, die Krull noch hätte eingehen sollen, hätte seine Einsamkeit äusserlich beeinträchtigt. Eine der vorhandenen Notizen lautet: «Das Nicht mehr

allein sein etwas Ungewohntes und anfangs für ihn Lästiges und Fremdes. Bürgerlich, unvornehm.»¹² Wie eine andere Notiz zeigt, wäre es ihm aber gelungen, seine innere Unabhängigkeit zu wahren¹³: «Völlig darf ich mich ihr ja doch nicht mitteilen.» Und dann radikal: «Ich liebe nicht, was mir gleich ist oder mich auch nur versteht.» Krull wäre also eine bürgerliche Ehe eingegangen, ohne dass seine Einsamkeit Schaden genommen hätte. Glücksbedingung ist letztlich nicht die Gemeinsamkeit, sondern die Einsamkeit. «Kindersegen und Familienglück», sagt Krull in seinem Lissaboner Liebestraktat, «geht über mein Thema hinaus» (GW VII, 642).

Auch diese Einstellung kann sehr direkt autobiographisch gelesen werden. Am 22. Mai 1919 notierte sich Thomas Mann in Feldafing, wo er seit mehreren Tagen ohne Familie weilte, im Tagebuch: «Es ist lange her, dass ich so lange allein war. Ich nannte es heute unterwegs meine Tonio Kröger-Einsamkeit. [...] Über Einsamkeit und ›Weib und Kinder‹ wäre manches zu sagen, d.i. über ihre Würdigkeit, Ratsamkeit, Zuträglichkeit, ihre inneren Wirkungen. Die entscheidende Erwägung und Sicherheit bleibt mir, dass ich mich meiner Natur nach im Bürgerlichen bergen darf, ohne eigentlich zu verbürgerlichen.» «Sich im Bürgerlichen bergen, ohne eigentlich zu verbürgerlichen» – eine treffendere Formel lässt sich auch für Krulls Beziehung zur Sozietät kaum finden.

6. Dass das Verhältnis eines Hochstaplers zu den Gesetzen, der bürgerlichen Gerichtsbarkeit und insbesondere zu den Strafverfolgungsbehörden grundsätzlich ein gespanntes ist, versteht sich von selbst. Krulls kriminelle Karriere beginnt mit Urkundenfälschung. Er fälscht die väterliche Unterschrift, um seine Schulabsenzen zu «entschuldigen». Dann greift er wiederholt in die Süßigkeiten eines Delikatessenladens, ohne zu bezahlen. Vielleicht stellte dies keinen «gemeinen Diebstahl» dar, und man muss, weniger «armselig» (GW VII, 309), von «ungemeinen Diebstählen» sprechen – Delikte im Sinne des bürgerlichen Strafgesetzes waren es jedenfalls. Auch die Aneignung des Houplé'schen Schmuckkästchens geschieht offenbar vorsätzlich, mit Wissen und Willen. Würde man dafürhalten, das Kästchen sei von Madame Houplé nachträglich ja gewissermassen geschenkt worden, und setzte einen entsprechenden hypothetischen Schenkungswillen für den Zeitpunkt der Zollkontrolle, so handelte es sich bei Krull, der davon jedenfalls nichts gewusst hat, doch immer noch um einen Diebstahlsversuch. Und selbst wenn man Krull folgen würde, dass die Aneignung «mehr ein Geschehen als ein Tun» (GW VII, 389) gewesen sei, so läge immer noch Fundunterschlagung vor. Dem Übergang des Kästchens in Krulls Eigentum haftet der Makel bürgerlicher Widerrechtlichkeit unter allen Umständen an.

Nun könnte man sich um Rechtfertigungsgründe auf der Ebene höheren Rechts umsehen. Es wird dies aber je länger, je weniger nötig. Denn nicht zu

verkennen ist, dass das kriminelle Moment bei Felix Krull schon im Falle der Houplé'schen Preziosen keine besondere Schärfe erlangt, und spürbar versucht Thomas Mann seinen Helden in der Folge noch weiter zu entkriminalisieren. Die Hochstapelei, die damit beginnt, dass Krull als Marquis de Venosta nach Lissabon fährt, zeitigt strafrechtlich eher Bagatellen.

Thomas Mann – und mit ihm Felix Krull – geht es nicht um den profanen, den strafrechtlich relevanten Betrug. Es handelt sich darum, sagt Krull, «aus der Phantasie, unter kühner Einsetzung seiner Person eine zwingende, wirksame Wirklichkeit» zu schaffen (GW VII, 302). Das ist zugleich eine Definition für die Kunst. Es geht also um Kunst-Betrug, um Betrug *als* Kunst, als Verbesserung der Natur durch den Schein (GW VII, 302). Dieser Betrug ist strafrechtlich gar kein Betrug mehr, denn die Betrogenen willigen in ihn ein, ja sind gierig nach ihm. Sie sind nicht Geschädigte, sondern Bereicherte, zum schönen Trug Verführte. Dies zeigt sich am besten im Wiesbadener Theater, wo «Bürger und Bürgersfrauen» (GW VII, 289) sitzen, die sich «töricht und wonnig» betören lassen (GW VII, 289 f., 294). Der Betrug, heisst es dort, sei «eine für den Haushalt des Lebens unentbehrliche Einrichtung» (GW VII, 294). Die bürgerliche Welt ist demnach eine Welt, die betrogen nicht nur sein *will*, sondern sein *muss*.

Wer dieserart betrügt, dem ist es erlaubt, sich in Übereinstimmung mit den Wächtern der öffentlichen Ordnung zu fühlen. Als sozialer Niemand in Frankfurt wird Krull, wenn er am herb-süssen Geruch des Luxus, den die Schaufenster der Augenlust anbieten, etwas zu lange saugt, zwar noch von «Konstablern» (GW VII, 346) weitergetrieben. Am französischen Zoll macht ihm sein «beredtes Wohlverhältnis zu den Autoritäten des Landes» bereits «gute Laune» (GW VII, 389). In Lissabon wird seiner adligen Erscheinung sogar von einem Polizisten salutiert, was er ausserordentlich geniesst. Er habe, fügt er an, «stets besonders gern mit Polizisten» (GW VII, 556) gesprochen. Dadurch verschafft sich Krull, wie eine Notiz es formuliert, «das Gefühl der Einigkeit mit Staat und Gesellschaft»¹⁴. Hinter der vordergründigen Ironie also, dass ein Hochstapler das Gespräch mit Polizisten (und Polizeidirektoren; vgl. GW VII, 323) sucht und auch diese über seine Hochstapelei täuscht, steckt also die tiefere Ironie, dass er sich dabei auch noch in Übereinstimmung mit dem Staat fühlt und insofern fühlen darf, als der Staat selbst Blendwerk ist. Darin steckt schliesslich aber eben auch wieder die Sehnsucht nach Bürgerlichkeit. Das Gespräch mit einem Polizisten, einem Vertreter der Vaterwelt, ist eine kurzzeitige Rückkehr zur Normalität, eine Entspannung nach oder vor den Strapazen der Illusionierung, eine Feuerpause in dem Krieg, zu dem Artisten verdammt sind.

Wo Krull die Grenze der Legalität überschreitet, tut er dies weniger in Richtung der Illegalität, sondern in Richtung einer utopistischen A-legalität. Er will das geltende Recht nicht verletzen, sondern aufheben. Sein Scheinspiel hat nicht eine juristische, sondern eine metaphysische Stossrichtung. Durchbrochen wer-

den soll «die schwerfällige Ordnung und Gesetzlichkeit des Alltages» (GW VII, 308) überhaupt. Ob dabei auch irgendwelche bürgerlichen Gesetze übertreten werden, bleibt letztlich ohne Belang.

7. Körperliche Liebe spielt bei Krull eine grosse Rolle. In seinem Elternhaus herrscht ewiger Karneval. Die schäumenden Lustbarkeiten führen von der Völlerei zu allerlei «körperlichen Annäherungen» (GW VII, 279), und zu guter Letzt dreht man das Gas ab. Der Vater stellt dem Mädchen nach, die Mutter misst den Oberschenkelumfang der Tochter¹⁵, welche sie dann mit Leutnant Übel vom Zweiten Nassauischen zu dessen gründlicher Schädigung noch vor der Hochzeit bereitwillig allein lässt (GW VII, 316).

Die eheliche körperliche Liebe kommt seltener vor. Die Eltern Krull langweilen sich – sagt der Sohn – «bis zur Erbitterung miteinander» (GW VII, 277). Die andern Ehepaare? Ist Krulls Mutter «eine unscheinbare Frau» (GW VII, 276), so wird Mrs. Twentyman vom Erzähler Krull mehrfach als «freudlos» gekennzeichnet (GW VII, 474), und wir haben keine Hinweise darauf, dass Mr. Twentyman dieser Einschätzung widersprechen würde. Senhora Kuckuck scheint vom Leben mehr und anderes zu wollen, als ihr Gatte, der «immer milde» (GW VII, 621) Museumsdirektor, bieten kann. Hungrig auf Krull ist auch Madame Houplé, und während sie sich sättigt, lässt sie Krull gleich zweimal wissen, ihr Ehemann könne «gar nichts, überhaupt nichts» (GW VII, 442, 446). Wie Engelbert Krull «betrügt» auch Monsieur Houplé seine Frau, in seinem Fall mit einer «Demoiselle vom Theater» (GW VII, 446). Der Seitensprung erscheint als gesellschaftlich fast schon regelrechte, jedenfalls aber akzeptierte Sexualität. Dies auch in der Form der Prostitution. Die Freudenmädchen sind ja auch eine Art «Demoiselles vom Theater» und Wirkkünstlerinnen. Ihre «Zurichtung», heisst es, ist «auf Wirkung im Hell-Dunkel der nächtlichen Strasse berechnet» (GW VII, 376). Sie stehen auf dem «Bürgersteige»; ihre Freier sind Bürger und führen zunächst «Verhandlungen», bevor sie dann in «geschäftswesen» Kontakt kommen und «amtliche Zärtlichkeit» (vgl. GW VII, 377) geniessen.

Dieser bürgerlichen, gleichsam «beamteten» Sexualität, diesem «trockenen Geschäft» (GW VII, 378) steht Felix Krulls «grosse Freude» (GW VII, 312) gegenüber. Sie ist schlicht «das Beste», nicht mehr krude Sexualität, sondern Erotik, und zwar eine ausserbürgerliche, verkehrte Erotik. Der Verkehrtheiten sind viele. Verkehrt ist einmal der Verkehr Krulls mit der strengen Rozsa, die sich ihm zu den Geschäftsstunden widmet, statt mit ihrem «präzisen Beruf» (GW VII, 380) Geld zu verdienen. In Rozsas Armen ist übrigens jener Kaufmann gestorben, der sich ihrer als ihr Gatte eben nicht mit bürgerlich-ehelicher Seltenheit, sondern «im Übermass erfreut» (GW VII, 382) hatte. Madame Houplé sodann hält Krull nicht nur kostenfrei, sondern lässt ihn gar mit Geld und Geschmeide ziehn. Auch die Begegnung mit ihr hat einen starken Einschlag von

Prostitution, wobei die Rollen etwas verwischt werden. «Geh mit mir um», fordert sie, die Zahlende, ihn auf, «wie mit der letzten Dirne!» (GW VII, 447) Sie duzt ihn und verlangt auch von ihm, dass er sie derb zu ihrer Erniedrigung duze (GW VII, 442, 443). In der Erniedrigung, der sozialen Vermischung liegt eine weitere Verkehrtheit. Es erhöht entschieden ihr Vergnügen, sich einzulassen mit einem Vertreter «niedrigen Stands» (GW VII, 441), einem «kleinen nackten Lifttreiber» (GW VII, 444) . Als sie erfährt, dass sie mit einem Dieb zusammenliegt, findet sie dies erst recht «suprême». Verkehrt ist schliesslich das Alter: Der «glatte Knabe» darf nicht ihr halbes Alter haben und ist mit 20 für sie schon fast zu reif.

Autobiographisch erweisen sich alle diese Verkehrtheiten als Chiffre für die eine Grundverkehrtheit der Homoerotik. Die Knabenliebe, sagt Madame Houplé an Thomas Manns Stelle, «c'est un amour tragique, irraisonnable, nicht anerkannt, nicht praktisch, nichts fürs Leben, nichts für die Heirat. Man kann sich mit der Schönheit nicht verheiraten. Ich, ich habe Houplé geheiratet, einen reichen Industriellen, damit ich im Schutze seines Reichtums meine Bücher schreiben kann» (GW VII, 445 f.). Es ist kaum möglich, bei diesem Satz nicht an Thomas Manns 1905 ausgeführten Entschluss zu denken, sich zugunsten seines Künstlertums eine «Verfassung» zu geben. «Diese ganze Welt von Mann und Weib und Ehe und Betrug», fährt Madame Houplé fort, «ist mir gleichviel. «Ich lebe in meiner sogenannten Verkehrtheit, in meines Lebens Liebe, die allem zum Grunde liegt, was ich bin [...]» (GW VII, 446). «Ja, wenn das Grab uns deckt, [...] tu vivras dans mes vers et dans mes beaux romans» (GW VII, 450). Es war dies Wort für Wort Thomas Manns höchsteigene Konfession. Die Verse «Tu vivras dans mes vers et dans mes beaux romans» hat Thomas Mann am 14. Januar 1954 in seinem Tagebuch *tel quel* wiederholt. Und am 29. August 1954 merkt der 79jährige zu seiner Beziehung zu Klaus Heuser im Tagebuch an: «Was von dieser Liebe unsterblich [ist,] sind die Anfangssätze des Amphitryon-Aufsatzes.» Es hat etwas Erschütterndes, zu sehen, wie auch hier die Grenze zwischen Leben und Literatur überschritten wird.

III

Nach dem väterlichen Konkurs tun sich Krull verschiedene Möglichkeiten auf. Er hat keinen Beruf, ist der Schule entronnen, dann auch dem Militärdienst. Seine familiären Bindungen zu Mutter und Schwester sind sehr lose, eine eigene Familie hat er nicht. Er könnte sich nun zum Beispiel von der Gesellschaft verabschieden, sich entschliessen, etwa in einem Kloster zu leben, sich einer Sekte oder einer anderen Sucht ergeben. Er könnte aber auch die Welt verändern wollen, sich aggressiv gegen die Gesellschaft wenden, zum Bürgerschreck werden.

Krull entscheidet sich nicht für die Bürgerfresserei. Er hat den Willen zum Glück, und zwar *in* der Gesellschaft und nicht *ausserhalb* ihrer, den Willen zum Aufstieg, *in* der Gesellschaft und nicht *gegen* sie. Der Traum vom sozialen Aufstieg ist ein *bürgerlicher Traum*. Er bedeutet Zugang zu den Schönen und Reichen, Umgang mit den Mächtigen, Teilhabe an der vornehmen Gesellschaft und ihren höheren Lebensformen. Krull sucht «persönliche Berührung» mit dieser Welt, zu der – wie er einmal sagt – «die Natur mich drängte» (GW VII, 347). Sein Weg ist also weniger Wahl denn Einwilligung in die vorbestimmte Lebensbahn.

Der Anfang ist schwer. In Frankfurt hat Krull zwar Zeit im Überfluss, aber «kein Geld, um an den Freuden der Zivilisation im eigentlichen Sinne teilzunehmen» (GW VII, 340 f.). Er muss sich mit seiner «Gabe des Schauens» (GW VII, 344) behelfen und begnügen. Noch ist er der mittellose Aussenseiter, der von den Laternenpfählen aus zu den erleuchteten Balkonen emporblickt (GW VII, 345), um die «Szenen der schönen Welt» einzufangen (GW VII, 344). Unübersehbar aber bereitet er sich mit allem, was er tut, auf die Teilnahme an der höheren Bürgerlichkeit vor. Dass diese eine reine Frage der Zeit sei, bezweifelt er nie. Er hält sich für ein «Vorzugskind des Himmels» (GW VII, 271) und seinen Aufstieg, wie es in einer wichtigen Notiz Thomas Manns heisst, für eine «Richtigstellung»¹⁶. Seinem Erfolg ist er denn auch völlig gewachsen. Mit grösster Selbstverständlichkeit hebt er sich von Stufe zu Stufe; am Schluss steht er als Blüte der Gesellschaft und Mitglied des europäischen Hochadels vor dem portugiesischen König.

Wie sehr der Aufstiegstraum ein bürgerlicher Traum ist, zeigt sich auch daran, dass sich der *Erzähler* Krull immer noch an einem bürgerlichen Leser orientiert. Er ist auch in dieser Hinsicht unverbesserlich. Ein vorzeitig gealterter Ex-Zuchthäusler, hat er seinen Jugendträumen doch nicht abgeschworen. Immer noch will er bürgerlichen Beifall, will er «in den besten Häusern [...] bestehen» können (GW VII, 323). Immer noch versucht er, Sympathie und Bewunderung für seine Existenz in die Seele seines Publikums zu träufeln. Der Leser soll sich in Krull wiedererkennen und so die von diesem angestrebte Identität mit dem Leser bestätigen.

Die Ausrichtung auf das bürgerliche Wertesystem prägt den Erzähler Krull durchs Band weg. Nur ein Beispiel: Bevor er zur Erzählung der frivolen Geneva-Episode ansetzt, führt er eine ganze Anzahl von moralischen Kraftwörtern ins Feld: «Mässigung», «Ernst», «Morab» «Schicklichkeit» (GW VII, 311 ff.). Er wendet sich gegen «die Ausschweifung des Mundes», gegen die Zote, gegen Leichtfertigkeit, gegen Frechheit und Liederlichkeit und Oberflächlichkeit. Noch bevor er sich endlich der «wohlgenährten Blondine» nähert, versichert er, er sei «weit entfernt», sich «ausführlich über eine Episode verbreiten zu wollen, die zu gewöhnlich ist, als dass ihre Einzelheiten das gebildete Publikum fesseln könnten». Es folgen dann unweigerlich doch zahlreiche Einzelheiten, das auf die

Folter gespannte gebildete Publikum erfährt zum Beispiel, dass Krull geschrien und geglaubt habe, «gen Himmel zu fahren». Am Schluss aber soll der Leser dennoch Krulls Überzeugung teilen, dass «der Kanon des Schicklichen kein Augenblick durchbrochen» worden sei.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Aufstiegstraum und Aufstieg autobiographisch sind. 19jährig verlässt Thomas Mann Lübeck und taucht ins Weichbild Münchens ein. Seine erste Zeit in München entspricht bis ins Detail Krulls Frankfurter Episode. Er wohnt während des ersten Jahrs noch bei seiner Mutter in der Rambergstrasse. Seine Börse ist knapp. Er widmet sich der Bildung, besucht als Gasthörer Vorlesungen an der Technischen Hochschule. Später bezieht er rasch wechselnde Logis, Junggesellenwohnungen an der Theresien-, der Barer-, der Marktstrasse, der Freilitzschstrasse, der Ungererstrasse, der Gisela- und der Konradstrasse, der Ainmillerstrasse. Aus seinen Notizbüchern wissen wir, dass sein Aussenseiter- und Einzelgängertum am Leben der Grossstadt doch neugierig teilnimmt. Thomas Mann entscheidet sich gegen eine Bohemien-Existenz und für eine bürgerliche «Verfassung». Der Eintritt in die Ehe 1905 bedeutet den Eintritt in die gesellschaftliche Existenz. Die Verbindung mit der begüterten Katia Pringsheim öffnete dem «Buddenbrooks»-Dichter die Türen zur Münchner gutbürgerlichen Gesellschaft. Damit begann ein gesellschaftlicher Aufstieg, den andere Aufstiege, vor allem der literarische und der politische, etwas verdeckt haben, der aber für Thomas Mann selbst von eminenter Bedeutung war. Er erhielt die Gewissheit, bürgerliche Zulänglichkeit, Gesellschaftsfähigkeit erreicht zu haben. Die Betonung seiner Bürgerlichkeit wurde durch die Heirat noch verstärkt. Den Schwiegereltern hatte Thomas Mann zu beweisen, dass ihr Vorurteil gegen sein Künstlertum unberechtigt sei. «Was vom Gaukler in mir ist – und im Künstlermenschen überhaupt –,» schreibt er in weitem Rückblick, in einem Brief von 1953 (31.12.1953 an E. Steinbach; DüD I, 353), «habe ich früh denunziert».

Thomas Mann ging nun aber im Bürgerlichen nicht auf, er «verbürgerlichte» nicht. Für die Konzessionen, die er im äusseren Leben machen wollte oder musste, hielt er sich schadlos im Werk. Es ist kein Zufall, dass die frühesten Notizen zum «Krull» genau auf das Jahr 1905, das Hochzeitsjahr, zurückgehen. Die Münchner Gesellschaft sollte als hohl, als Täuschung und Blendung dargestellt, an ihr also die «Maja»-, die Betrugs-Thematik abgehandelt werden. Diese Münchner Gesellschaft ist aber nicht die eigentliche Adressatin. Auch die ausser-, die un-, die unter- und die überbürgerliche Sphäre werden im «Krull» ironisiert. Ziel der umfassenden Ironie, auch der ihr immanenten Aggressivität, ist die unwirklich-illusionäre Welt an sich. Sie ist für Thomas Mann *in summa* tief zweifelhaft.

Felix Krull ist naiver. Als er in Paris von Hoteldirektor Stürzli gefragt wird, ob er Sozialist sei, antwortet er (GW VII, 417): «Nicht doch, Herr Generaldirektor!

Ich finde die Gesellschaft reizend, so wie sie ist, und brenne darauf, ihre Gunst zu erwerben.» Er bejaht sie als solche, weil sie die Bedingung seines Aufstiegs ist. Während der revolutionäre Aufsteiger die bestehenden Verhältnisse bekämpft, um sich an die Spitze der von ihm angestrebten neuen Ordnung setzen zu können, will Krull *innerhalb* der bestehenden Verhältnisse aufsteigen, nicht im Rahmen einer Massenbewegung, sondern individuell, unpolitisch, auf einer affirmativen Route.

Von Mrs. Twentyman heisst es bei Gelegenheit, sie sei durch den «Gewerfleiss ihres Gatten aus kleinbürgerlicher Sphäre in Verhältnisse aufgestiegen, die sie steif und starr machten» (GW VII, 474). Tatsächlich zeitigt eine soziale Veränderung, sei es Auf- oder Abstieg, selten nicht auch eine Veränderung von Charakter und Mentalität. Um so mehr fällt auf, dass dies bei Krull gerade nicht der Fall ist. Sein Aufstieg bleibt ohne Wirkung auf sein Verhalten. Die Houplé'schen Glücksgüter im Rücken und die Aussicht auf Avancierung zum Marquis vor sich, serviert Krull doch unverändert weiter. «Einen Dummkopf», meint er, «hätte das Bewusstsein, in dem ich wandelte, vielleicht zur Bekundung von Dünkel, zur Unbotmässigkeit und Frechheit nach oben, zu hochnäsiger Unkameradschaftlichkeit nach unten verführt. Was mich betrifft, so war meine Artigkeit gegen die Gäste des Speisesaals nie gewinnender [...], mein Betragen gegen diejenigen, die mich für ihren Standesgenossen hielten [...], nie heiterkordialer gewesen als in jenen Tagen» (GW VII, 523).

Krulls bewusste Gleichmässigkeit findet eine doppelte Erklärung. Erstens: Wenn Krull den Aufstieg als blosser «Richtigstellung» betrachtet, dann ist es innerlich gar kein Aufstieg mehr, dann ist seine Warte immer jene von oben, auch wo das Äussere dieser Sicht noch nicht ganz entspricht. Krull bewegt sich so gesehen im Grunde sozial nicht, er könnte sagen: «Wo ich bin, ist oben», und es fehlt ihm der Anlass, sich gegen jene zu verhärten, die sein Glück und Geschick nicht haben und auf ihrem Stand auch äusserlich verharren. Umgekehrt distanziert sich Krull von seinen vermeintlichen Standesgenossen schon, als die Umstände noch danach sind, ihn ohne Zögern dem Dienstpersonal zuzuzählen. «Die Schwachen», belehrt er zwei Liftboys, noch bevor er selbst zu einem Liftboy befördert wird, «sollten einander nicht Verachtung erzeigen. Das wird ihre Stellung wenig stärken in den Augen der Mächtigen.» (GW VII, 410) Selbst zählt er sich also schon hier nicht zu den Schwachen.

Die zweite Erklärung von Krulls aufstiegsindifferentem Verhalten berührt sich mit der ersten. Krull gestattet der Gesellschaft, nachdem sie in seiner Jugend die Aufstiegssehnsucht unveränderbar in ihn eingesenkt hat, wenig oder keinen direkten Einfluss mehr auf sich. Er bleibt derselbe, zu welchem Stand ihn die Umstände äusserlich auch jeweils bestimmen, und er *will* auch derselbe bleiben, in allen Formen und Rollen, hinter allen Masken. Das ist nicht ethisch, sondern

individualpsychologisch motiviert. Es hängt mit seiner radikalen Einsamkeit zusammen, vor allem aber mit seiner radikalen Selbstliebe.

Krulls Narzissmus setzt denn auch den Rahmen für die *Kritik* an Staat und Gesellschaft. Sie und ihre mächtigen Vertreter werden zwar mit allen Mitteln der Kunst, oder besser: des Scheins demaskiert und hintergangen, doch nicht eigentlich bekämpft. Krulls Kritik ist keine Fundamentalkritik. Sie ist defensiv, individuell, und dauert genau solange, wie Krull selbst jeweils darunter leidet. Sie richtet sich zum Beispiel nicht gegen die Institution Militär. Er lehnt nur aber ihren autoritären Anspruch ihm selbst gegenüber ab und will einfach vermeiden, für seine Person eingezogen zu werden. Für die andern ist das Militär angemessen, und fast wäre es dies auch für Krull selbst. Analoges gilt für die Schule. Die staatlichen Organisationen sind zugeschnitten auf den Durchschnitt. Krull entzieht sich ihnen, lässt sie aber gelten, solange sie ihn nur selbst in Ruhe lassen und ihm das gleichnishafte Leben nicht erschweren.

Es ist nicht zu übersehen, dass sich im späten «Krull» das sozialkritische Moment verstärkt. In Paris begegnet Krull Bettlern, «dunklen Gestalten», die unter den Tischen Zigarrenstummel zusammensammeln. Sie werden, bemerkt Krull, als «eine stehende und zugelassene Einrichtung der Zivilisation» betrachtet, «an deren fröhlichem Tumult» sich die «Leute in Hut und Mantel» «ergötzen» (GW VII, 392). Sozialkritik könnte plastischer nicht sein: Oben die in ihrem Wohlstand Geborgenen, unten die Ausgesetzten, deren Armut noch zur Belustigung der Reichen dient. Aber der Ausdruck «fröhlicher Tumult» will dazu nicht ganz passen. Er ist zwar hochsatirisch, aber es ist Thomas Manns, nicht Krulls Satire. Immer noch gehört Gesellschaftskritik nicht zu Krulls Programm. Soziale Probleme interessieren seinen extremen Individualismus weiterhin herzlich wenig. Wie immer die Ordnung der Gesellschaft beschaffen ist, ob gerechter oder nicht, nie wird Krull in ihr jene Freiheit erreichen, wie sie ihm eine Existenz als aussergesellschaftliches, will sagen «nicht verbürgerlichtes» Traumbild bietet. Seine Egoismus und sein Ästhetizismus bleiben dominant, und so ist der «fröhliche Tumult» eben Gegenstand einer moralisch nicht beschwerten Empfindlichkeit.

IV

Krulls Aufstieg ist äusserlich nun nicht nur ein bürgerlicher Aufstieg, er erfolgt auch *mit bürgerlichen Tugenden und Mitteln*. Es stimmt nicht ganz, wenn gesagt wird, Krull passe sich den Leistungsnormen der bürgerlichen Gesellschaft nicht an. Er passt sich ihnen sehr wohl an und erbringt objektive Leistungen. Zum Beispiel ist er ein hervorragender, zuverlässiger und ausdauernder Liftboy, ein ebensolcher Servierboy, und auch von seinen Leistungen als *Call-boy* weiss Madame Houplé nur Gutes zu berichten. Er erfüllt alle Anforderungen, welche

Berufswelt und Gesellschaft an ihn stellen. Kein Personalchef, der auf ihn verzichten könnte. Er ist jung, dynamisch, ambitioniert, engagiert, freundlich, mobil, spricht alle Sprachen und sieht gut aus. Er stellt wenig Ansprüche und äußert nur politisch opportune Auffassungen. Zu seinen Tugenden gehören Willenskraft, Selbstdisziplin, Hartnäckigkeit, Zielstrebigkeit, Vielseitigkeit, Genauigkeit, Offenheit. Es sind dies alles auch bürgerliche Tugenden, und aus bürgerlicher Sicht ist nur zu beanstanden, dass sie teilweise für bürgerlich verpönte Zwecke eingesetzt, dass Grundbegriffe der bürgerlichen Ethik zur Legitimierung des Betrugs, oder genauer und allgemeiner, zur Verwischung der Amoralität verwendet werden.

Krulls Aufstieg verdankt sich dem Schein, der Schein aber nebst der Einbildungsvor allem der Willenskraft. Krull bleibt nicht der wirklichkeitsreine, verzärtelte, sich selbst verzärtelnde Tagträumer, der er in jungen Jahren ist. Hinzutreten jene «männlicheren Eigenschaften» (GW VII, 352), die es braucht, um seine Träume durchzusetzen und wahrzumachen. Ohne Anstrengungen bliebe es bei den Tagträumen, den Ansätzen, den Plänen. Dass sein Aufstieg nicht ein Geschenk des Himmels allein ist, sondern das Ergebnis auch ausdauernder Arbeit, darauf hinzuweisen verpasst Krull selbst keine Gelegenheit. Sein Leben sei nicht nur «auf Phantasie», sondern auch auf «Selbstzucht gestellt» (GW VII, 318). Alles, was es an «tätiger Wirksamkeit» aufweise, sei «als ein Produkt der Selbstüberwindung, ja als eine sittliche Leistung von hohem Range zu würdigen» (GW VII, 299). Selbstzucht, Selbstüberwindung, Sittlichkeit – Thomas Mann ist auch hier wieder, in parodistischer Tarnung, bei sich selbst.

Ich fasse zusammen. Es zeigt sich, dass Thomas Mann in den «Bekennnissen» sehr genau auch von seiner eigenen spezifischen Bürgerlichkeit berichtet und dass Felix Krull sich zur sozialen Wirklichkeit, zu Staat und Gesellschaft bis ins einzelne gleich verhält wie sein Schöpfer zur Zeit seiner Konzeption und darüber hinaus. Für beide ist die bürgerliche Lebensform das Natürliche, Normale, Ordentliche. Sie ist die Fundierung eines bürgerlichen Prinzipien folgenden und mit bürgerlichen Mitteln geförderten Künstlertums, der Ausgangspunkt zu allem Höheren, das der Künstler freilich nur erreicht, wenn er sich innerlich «nicht eigentlich verbürgerlicht», wenn er das Bindungs-, das Liebesverbot einhält.

Was würde heute Krull? Hochstapler im engeren Sinn könnte er nicht mehr werden, denn heutige Hochstapler haben studiert und nennen sich Experten. Man traute ihm zu, Börsenmakler zu werden, Devisenhändler, Finanzjongleur. Oder er ginge zum Fernsehen und setzte dem Publikum massenmediale Scheinwelten vor. Worauf ich hinauswill: Die Erfahrung, von der Wirklichkeit oder «Lebensbürgerlichkeit» getrennt zu sein, scheint längst keine Exklusivität des Künstlers mehr zu sein.

Der Künstler, so illustriert Felix Krull die Theorie Nietzsches, ist ein Hochstapler. Er erzeugt nichts als Illusionen. Aber ist auch der Bürger ein Hochstapler? Kann sich der Bürger unter den Bedingungen der Moderne (oder von mir aus Postmoderne) nur halten, wenn er das Hochstapeln und das Tiefstapeln beherrscht, wenn er also die Rollen spielt, die jeder Augenblick ihm aufzwingt und die er spielen muss, will er nicht seinen Absturz riskieren? Anders gefragt: Ist der Salto mortale nicht längst auch zur Grundfigur des werbend erwerbenden Bürgers geworden?

Schon Thomas Buddenbrook spielt den Bürger nur noch. Sein Dasein, heisst es, war am Ende nichts anderes als eine «anstrengende und aufreibende Schauspielerei» (GW I, 615). In seiner Firma wurde Getreide gekauft, bevor es geerntet war; an diesem Termingeschäft ging das Unternehmen letztlich zugrunde. Heute gehen ganze Banken zugrunde beim Handel mit etwas, was es gar noch nicht gibt, mit Optionen, Derivaten, Future-Kontrakten. Andere werden dabei märchenhaft reich. Einen Sicherheitsabstand zwischen Fantasie und Wirklichkeit sucht man im Zeitalter der artifiziellen und virtuellen Realitäten oft vergebens. Das Solide und das Vorgetäuschte lassen sich kaum mehr unterscheiden. Schein und Sein treten in das Verhältnis intrikater Identität. «Ein Schelm gibt mehr, als er hat» (GW VII, 615), aber ist auch ein Schelm, wer mehr verkauft, als es gibt? Ein Schelm scheint mehr, als er ist, aber ist auch ein Schelm, der scheint, *was* er ist, aber eben *nur noch* scheint, alles Sein ins Scheinen legt?

Von der Reise nach Paris sagt Krull: «Meine Fahrkarte [...] war in bester Ordnung» – «folglich» sei auch er selbst «einwandfrei in Ordnung» gewesen (GW VII, 386). Der Mensch wird reduziert auf *einen* Gesichtspunkt, hier den der Legitimität seines Fahr-scheins. Die Menschen sind einander vollkommen gleichgültig: der Kontrollierende dem Kontrollierten und umgekehrt. Der Kontrollierende ist eine «dienstliche Marionette», der Kontrollierte eine «marionettenhafte Passagierperson» (GW VII, 387). Der «besondere Lebenshintergrund» (GW VII, 387) interessiert nicht. Als Felix Krull sich im Pariser Hotel anmeldet, stürzt «das Erscheinen [!] eines neuen, noch nicht eingekleideten Angestellten [...] als menschliche Person vor dem Publikum» den Chef de réception in «grösste Verlegenheit» (GW VII, 395). Hier ist der eine Gesichts-

punkt die Angestelltenfunktion: Der Angestellte hat eine Daseinsberechtigung nur als Angestellter, nicht als Privatperson. Er verliert seine Identität, das heisst seine Lebensgeschichte vor dem Eintritt in die Angestelltenexistenz. Diese wird zur neuen, folgerichtig mit einem neuen Namen verbundenen Identität. Diese Funktionalisierung und Reduzierung des Menschen auf das Marionettenhafte ist eine Folge, vielleicht schon eine Bedingung der Moderne und ihres Getriebes, die dem Hochstapler entgegenkommt. Er profitiert davon, dass man seinen «besonderen Lebenshintergrund» nicht kennt und gar nicht kennen will.

Bei *keinem* aber kennt man ihn, jeder ist nur noch, was seine augenblickliche Funktion ist. Das auf Funktionen reduzierte Ich ist, misst man seine Augenblickserscheinung an seinem «besonderen Lebenshintergrund», ununterbrochen Hoch- oder Tiefstapler. Wenn es aber nicht darauf ankommt, wer jemand *ist*, sondern einzig darauf, wie er *wirkt*, ist es nur vernünftig, alle Kräfte an die Wirkung zu wenden. Ist in diesem Sinn der Bluff eine bürgerlich-rationale Verhaltensweise geworden? Dann wäre der Hochstapler von 1910 unser aller Repräsentant – Bürger Krull.

Anmerkungen

1) Zitiert wird nach:

– Thomas Mann: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, 2. Aufl., Frankfurt/Main: S. Fischer 1974. [GW Band, Seite]

– Thomas-Mann-Studien 1 (1967) –, hrsg. vom Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, Bern und München: Francke, ab 9 (1991) Frankfurt/Main: Klostermann. [TMS Band, Seite]

– Dichter über ihre Dichtungen, Bd. 14/I: Thomas Mann, hrsg. von Hans Wysling unter Mitwirkung von Marianne Fischer, München: Heimeran; Frankfurt/Main: S. Fischer 1975. [DüD I]

2) Vgl. Helmut Koopmann: Thomas Manns Autobiographien. In: Perspectives and Personalities. Studies in Modern German Literature Honoring Claude Hill, Heidelberg: Carl Winter 1978, S. 198–213.

3) Die konziseste Darstellung ist immer noch: Helmut Koopmann: Thomas Manns Bürgerlichkeit, in: Thomas Mann 1875–1975. Vorträge in München – Zürich – Lübeck, hrsg. v. Beatrix Bludau, Eckhard Heftrich und Helmut Koopmann, Frankfurt/Main: S. Fischer 1977, S. 39–60.

4) Die Ehrerbietung erstreckt sich auch auf die neuen Eltern de Venosta (GW VII, 595).

- 5) Georg Potempa: Am Anfang war ein Konkurs; Handel mit Juwelen; Die Aristokratie des Geldes. Über die Finanzen des Hochstaplers Felix Krull, in: Deutsche Sparkassenzeitung, Stuttgart, Jg. 36, 1974, Nr. 35, 37, 39.
- 6) Notizblatt 593; TMS V, 467.
- 7) Notizblatt 253; TMS V, 462.
- 8) Notizblatt 601; TMS V, 425.
- 9) Notizblatt 585; TMS V, 418.
- 10) Notizblatt 573; TMS V, 408.
- 11) Vgl. Tagebuch, 22.7.1951, in: Thomas Mann: Tagebücher. 1951-1952, Frankfurt/Main: S. Fischer 1993: «Die innere Haupt-Tendenz [des «Krull»] geht ja doch auf ein Leben in Einsamkeit und Verschwiegenheit; beglänzttes Leiden.»
- 12) Notizblatt 601; TMS V, 424.
- 13) Notizblatt 601; TMS V, 425.
- 14) Notizblatt 572; TMS V, 407. Vgl. auch Notizblatt 572; TMS V, 408: «Unter Menschen: herzhaftes *Niesen* seinerseits, eine gesunde, natürliche, allgemein anerkannte Lebensäußerung, verschafft ihm, dem *Schwebenden* und Betrüger, ein kurzes Gefühl des Einverständnisses mit dem Soliden, Wirklichen.»
- 15) GW VII, 277; Thomas Mann. Ein Leben in Bildern, hrsg. von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Zürich: Artemis 1994, S. 189.
- 16) Vgl. Notizblatt 614; TMS V, 495: «Genuss des neuen Namens, vom Adel abgesehen, den er als richtigstellend u. ihm lieblich zukommend betrachtet.»